

FEDERICA DE CESCO

Tochter des Windes

Buch

Um nach seiner Scheidung auf andere Gedanken zu kommen, reist der verschrobene Hamburger Dozent Rainer W. Steckborn nach Prag, wo er in der Oper einer Aufführung der Rusalka beiwohnt. Als in der Pause die japanische Architektin Mia Koga ein Glas Wein über seine Hose schüttet, ahnt er noch nicht, dass diese Begegnung sein Leben für immer verändern wird. Während Mia sich wortreich für ihre legendäre Ungeschicklichkeit entschuldigt, kann er seine Augen nicht mehr von ihr lassen und verliebt sich Hals über Kopf in die schusselige Japanerin. Sie kommen ins Gespräch, und Mia, die fließend Deutsch spricht, erzählt ihm, dass sie sich für den Prager Architekten Jan Letzel interessiert, der ein Freund ihrer Familie und der Erbauer des weltweit berühmten Genbaku-Doms, Symbol des Friedens und Wahrzeichen von Hiroshima, war.

Als Mia ein paar Tage später abreist, gibt er sein bisheriges Dasein auf und folgt ihr nach Tokyo. In der japanischen Hauptstadt gerät Rainer in eine völlig fremde Welt, die ihn sowohl verwirrt als auch fasziniert. Als die Familie Koga ihm ein altes Haus als Unterkunft anbietet, ist er begeistert. Das extravagante Gebäude, aus dem ein Museum werden soll, verzückt ihn umso mehr, als Mia aus einer Familie von hochbegabten Architekten stammt – bis eine bildschöne Frau ihm im Traum erscheint und ein Geheimnis anvertraut ...

Autorin

Federica de Cesco, geboren in der Nähe von Venedig, verbrachte ihre Kindheit in Italien, Eritrea, Deutschland und Belgien. Bereits mit sechzehn Jahren schrieb sie ihr erstes Jugendbuch, das sofort ein großer Erfolg wurde. Seitdem hat sie Millionen von Leserinnen begeistert. Wie keine Zweite versteht sie es, starke, selbstbewusste Figuren zu schaffen und großartige Panoramen fremder Kulturen zu entwerfen. Heute lebt sie mit ihrem Mann, einem japanischen Fotografen, in der Schweiz.

Von Federica de Cesco ebenfalls lieferbar:

*Die goldene Kriegerin (37426) · Das Haus der Tibeterin (37627) ·
Mondtänzerin (37258)*

FEDERICA DE CESCO

Tochter des Windes

Roman

blanvalet

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

2. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2014 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe 2013 by Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotive: Corbis/Image Plan und www.buerosued.de

Redaktion: Rainer Schöttle

ED · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37257-7

www.blanvalet.de

Für Chanel, Ninja
und wie immer für Kazuyuki

1. Kapitel

Ich werde oft gefragt, warum ich denn eigentlich in Japan lebe. Was soll ich antworten? Die Wahrheit sagen? Dass meine Frau mich verlassen und eine andere mir Wein über die Hose geschüttet hatte? »Ein Trankopfer für die Götter« lässt sich dann noch in galantem Ton hinzufügen, was bei jedem Small Talk Amusement auslöst. Ich vereinfache natürlich. Was wirklich geschah, kann ich leider nicht in ein paar Worten zusammenfassen, und ich bin auch heute noch nicht imstande, die Ereignisse in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen. Der Brocken war einfach zu hart für mich. Eigentlich fing alles ganz harmlos an, und der erste Anblick Japans war mir freundlich erschienen. Diesem Land hatte ich mich sogleich nahe gefühlt. Ich glitt sozusagen wie auf Flügeln in mein neues Leben. Nicht in meinen kühnsten Träumen hätte ich mir jemals vorstellen können, in eine derart verrückte Geschichte zu geraten. Eine Geschichte mit einem Spukhaus, einem Gespenst, das sich in mich verguckte, und Katastrophen jeglicher Art, bei denen die Erdachse geradezu ins Wackeln geriet. Und das meine ich nicht nur als rhetorische Floskel.

Aber zunächst stand ich, Rainer Wilhelm Steckborn, Kunsthistoriker (oder -hysteriker?), Dozent an der Universität Hamburg, Spezialist für italienische Renaissance, wie ein begossener Pudel da und schwelgte in Selbstmitleid. Den gro-

ßen Crash hatte ich nicht kommen sehen. SOS, Bauchlandung. Amalia – meine Mutter hatte mich vorgewarnt; ich aber hatte Stöpsel in den Ohren und hörte Mozart. Mutter hat ziemlich viel Lebenserfahrung. Sie hatte im Laufe der Jahre genug Munition für ihre Misanthropie gesammelt. Meinem Vater – um ihn kurz zu erwähnen – war die Welt wurscht gewesen, für ihn zählte nur die Musik. Er war freundlich, unpünktlich, total geistesabwesend. »Macht, was ihr wollt, aber lasst mich in Frieden« – so ungefähr lautete sein Motto. Die Familie nannte er sein emotionales Umfeld, was auch immer er darunter verstand. Als er starb – Herzinfarkt –, war ich vierzehn. Worauf Mutter sich ihre längst fällige Depression mit Schlafmitteln und Alkohol leistete – auf meinen Vater, den sie sehr liebte, war ja nie Verlass gewesen –, und ich prompt durchs Examen fiel. Daraufhin färbte ich mir die Haare grün, soff, rauchte und schluckte alles Mögliche und Unmögliche. *No future* – weder für mich noch für Amalia, und für die Schule schon gar nicht. Die ganze Welt war eine Mülldeponie, und ich hockte obendrauf, in bewährter Fötusposition, wobei mir kotzübel war.

Tja, und dann fuhren Mutter und ich nach Italien, sie mit ihren Schlaftabletten, ich mit Sicherheitsnadeln in den Ohren. Eine trug ich sogar im Nasenloch, was sich als reichlich unpraktisch erwies, als ich Schnupfen bekam. Ich zog die Nadel unter Schmerzen heraus und konnte mir endlich die Nase putzen. Danach fühlte ich mich besser.

Der Grund dafür, dass wir, um es mal hochtrabend auszudrücken, in Goethes Fußstapfen wanderten, hieß Liselotte, die Amalia Lilo nannte, eine ihrer zahlreichen glücklich geschiedenen Freundinnen. Lilo hatte ein Haus in der Toskana und fuhr für zwei Wochen nach Amalfi, mit jemandem, den sie eben nur als »jemand« bezeichnete. Wir sollten ihre Katzen und ihre Salate hüten. Mich bat sie freundlich, nichts

kaputt zu schlagen. Sie sah ja ein, dass wir vor dem dritten Weltkrieg standen, dass im Golf von Mexiko gerade vierhunderttausend Tonnen Öl ins Meer gelaufen waren – höchst bedauerlich das Ganze, aber ob ich inzwischen wohl so nett wäre, ihren Kräutergarten zu begießen? Am besten frühmorgens oder abends, wenn die Hitze nachließ. Sie zeigte mir, wo der Gartenschlauch war und wo die Gießkannen standen. Und weg war sie, tschüss. Es war August, der Garten duftete nach Jasmin und Myrte. Ich hatte nicht viel Erfahrung mit dem Sommer. Der italienische Sommer war eben anders. Mutter kochte Tagliatelle und Rigatoni, ich pflückte die reifen Tomaten, und sie schmeckten sonnenwarm. Die drei schwarz-weißen Katzen sahen wir nicht oft. Sie kamen nur, wenn sie gefüttert werden wollten, starrten uns gebieterrisch an und ließen sich bedienen. Gelegentlich strichen sie uns distanziert um die Beine. Das war alles.

Lilo kam zurück, quietschvergnügt und mit prachtvoller Sonnenbrand. Sie sah aus, als hätte sie Honig geschleckt. Und kaum war sie da, lagen plötzlich die Katzen auf dem Sofa, nahmen mir den Platz vor dem Fernseher weg und schnurrten verzückt. Ihren »jemand« hatte Lilo vorläufig zurückgelassen, er würde aber bald nachkommen. Mutter verstand den Wink mit dem Zaunpfahl. Ja, ja, sie hatte sowieso mal im Sinn, mit Rainer einige Kulturstätten zu besichtigen. Ich hatte null Bock auf Kulturstätten – was hieß das überhaupt? Obendrein war ich beleidigt. Ich mochte Katzen, die drei da mochten Lilo lieber als mich, ich kam mir wie ein abgewiesener Liebhaber vor. In mieser Laune warf ich meinen Rucksack in den Toyota, knallte den Kofferraum zu, und Amalia drehte den Zündschlüssel. Wir fuhren unter Schirmmakazien die staubige Straße hinauf, Lilo stand vor dem Gartentor, trug weiße Shorts und ein Tuch um die Brust geknotet und winkte munter mit rot gekochten Armen. Als sie unserer Sicht ent-

schwand, begann ich das zu erleben, was ich später in meiner komplizierten Art meine »wunderbar verstrickte« Lebensphase nennen würde. Was ich eigentlich damit sagen will: Ich hatte plötzlich eine Energie in mir, die im Unterbewusstsein arbeitete und das psychische Räderwerk antrieb. Und somit begann ich, aus den Sackgassen, Winkeln und Abzweigungen meines inneren Labyrinths, aus den Gängen und Fallen, die da Kindheit, Schule, Familie, Religion und Weltanschauung hießen, zu entkommen und erwachsen zu werden.

Ende August ließen die Touristenströme nach. Schulanfang in ganz Europa. Wir nahmen uns noch ein paar Tage. Am Anfang also Florenz. Spaziergänge zunächst. Ist diese Stadt nicht schön?, fragte Mutter. Ich zog die Schultern hoch. Na ja ... Auf ganz besondere Weise, das musste ich schon zugeben. Zu jeder Stunde wechselte das Licht, die Stimmung gefiel mir. Auf den Piazzas, unter Kastanienbäumen, kamen und gingen die Mädchen. Ihr Haar funkelte, ihre Busen hüpfen, ihre Hüften schwangen. Ich glotzte mir die Augen nach ihnen aus. Leider zeigten mir ihre Seitenblicke unmissverständlich, dass ich nicht genug Bart hatte. Und grüne Haare? Anzügliches Kichern in jeder Gelateria. Ich nahm kummervoll wahr, dass man mich unsexy fand. Das war bitter für meine junge Männlichkeit.

Mutter forderte mich auf, sie ins Museum zu begleiten. Ich sträubte mich vergeblich. Einmal in deinem Leben, ja? Wenn wir schon mal hier sind! Ich trabte hinter ihr her, ohne mir die geringste Mühe zu geben, mich in Schwung zu halten. Zu viele *Ragazze* auf der Piazza Duomo, aber keine, die mich beachtete. Ich sah ihnen kummervoll nach und knallte gegen Marmorsäulen. Amalia drehte sich von Zeit zu Zeit zu mir um, um zu sehen, ob ich ihr immer noch folgte. Dabei redete sie wie eine Lehrerin, erklärte mir die Statuen, die anatomisch perfekt alles zeigten, was man sonst verbarg, setzte

sich auf kalte Steinbänke, um mit mir die Bilder zu betrachten, die da hingen. Ich gab dann und wann einen Grunzlaut von mir, aber erstaunlicherweise sah ich mir die Bilder an und hörte auch zu. Ein starkes Interesse fesselte mich, aber ich wollte nicht, dass sie es merkte. So redete Mutter unbefangen mit jemandem, der finster Kaugummi fletschte und nie Antwort gab, was ihr offenbar nichts ausmachte. Auf diese Weise erfuhr ich, dass Filippo Brunelleschi (1377–1446) nicht nur Goldschmied war, sondern gleichzeitig auch Bildhauer und Architekt, und – so ganz nebenbei – auch noch die Perspektive in der Malerei erfand. Ein Multitalent, würde man heute sagen. Dass Michelangelo sich nicht wie ein Engel benahm, obwohl er so hieß und ständig welche malte, und dass Caravaggio einer meiner punkigen Vorläufer war, sozusagen ein Prototyp. Mit der Bemerkung, er habe in meinem Alter schon im Knast gesessen, vermittelte mir Mutter wichtiges Bildungsmaterial.

»Was würdest du dazu sagen«, geruhte ich zu fragen, »wenn ich auch mal verhaftet würde, he?«

Mutter nahm keinen Anstoß daran.

»Ich würde dich nicht bedauern. Könnte dir sogar guttun, unbedingt.«

Das fand ich nicht nett von Amalia, aber ich fragte mich bereits, ob solcherlei Know-how überhaupt noch Sinn für mich hatte. Nur ein Genie macht sich gut im Knast, und mit meiner Malerei war es nicht so weit her.

Ich sah die italienische Renaissance mit den Augen eines Halbwüchsigen, dem allmählich klar wurde, dass schon andere vor ihm Zähneknirschen, Wut und Frust erlebt und trotzdem irgendwas Großartiges zustande gebracht hatten. Dabei beschränkte ich den Erkenntnisbegriff von vornherein auf den Bereich der seelischen Innerlichkeit, auch wenn Mutter wenig Sinn für neurologische Störungen bei Teen-

agern hatte und mir bei Gelegenheit gerne lustvoll eine ge-
klebt hätte. Sie nahm sich zusammen. Man war antiautoritär.

Egal. Das Unbewusste ist nicht nur Abfallkübel für ver-
drängte Probleme, sondern bietet auch wertvollen Energien
Platz. Die Kirchen und Museen, die wir besichtigten, waren
Räume für alle guten und vielfältigen menschlichen Mög-
lichkeiten. So schien es mir zumindest. Und danach wusste
ich, was ich studieren wollte. Heute bin ich Dozent, und bis-
her gab es noch immer, trotz privater und allgemeiner Kata-
strophen, ein *Future*. So leicht geht die Welt nicht unter.

Allerdings gab es Nachwirkungen. Ich kam in meine Woh-
nung, und niemand war da. Tanja hatte ihre Koffer ge-
packt, die Katze Mafalda mit einer Scheibe Salami in ihren
Korb gelockt, den Deckel drauf, und ab und davon. Ein paar
Abende saß ich auf dem Sofa (weiß, niedrig und aus Büffel-
leder), starrte in die Glotze und blies Trübsal. Schuld? Wer
hatte eigentlich Schuld? Tanja natürlich, Mafalda auch, diese
dreimal verwünschte treulose Katze, und ich selbst, Rainer,
nicht minder. Ach ja, ach ja! Und so weiter, stundenlang. Ich
spürte allmählich, wie ich zum Griesgram verkam, zum ekel-
erregenden Jammerlappen. Als mir das klar wurde, rief ich
Mutter an. An diesem Abend erschien mir das als die einzige
Alternative.

»Wo bist du?«, fragte ich.

»Ich sitze auf meinem Stuhl, vor dem Bildschirm.«

Neuerdings verdiente sie etwas Geld, indem sie mit dem
Computer Muster für eine Stofffabrik entwarf: Vorhänge
und Bettwäsche. Sie war schon in Rente, aber es machte ihr
Spaß; ihre schönen, leuchtenden Farben zeigten das Vitale,
das in ihr war. Kürzlich sagte mein Freund Christian von ihr:
»Herrgott, deine Mutter mag Männer! Ich habe immer das
Gefühl, dass sie mich anmacht.«

Ich fand das schmeichelhaft. Mutter war längst über siebzig, hatte aber immer noch dieses gewisse Funkeln in den Augen. Das erlischt nie.

»Kann ich dich besuchen?«

»Heute Abend noch?«

»Wenn ich dir nicht zur Last falle.«

»Du fällst mir ständig zur Last. Aber das ist wohl mein Los auf Erden. Hast du schon gegessen?«

Ich hatte nicht.

»Soll ich dir ›Himmel und Erde‹ machen?«, fragte sie.

Das altbewährte »Himmel und Erde« aus der Zeit, in der die Leute noch eine Kartoffelkiste im Keller hatten, war besser als Valium, auf alle Fälle. Ich hätte vor Rührung fast geheult.

»Ja, gerne, wenn du Zeit hast.«

»Mein Design wird nicht fertig werden. Aber ich muss wohl in meinem Herzen noch ein Krümelchen Mitleid für dich aufbewahren.«

Ich fuhr den Wagen aus der Garage. Ich hatte jetzt viel Platz, weil Tanjas Wagen nicht mehr dastand. Ein paar Ölflecken waren alles, was noch da war. Und ein Frostschutzmittel für die Scheibenwaschanlage. Heute Abend goss es in Strömen, das Sauwetter war ganz meiner Stimmung angepasst. Aber sobald ich Mutters erleuchtete Erkerfenster sah, fühlte ich mich schon wohler. Ach ja, ach ja.

Das Haus meiner Eltern stand im Nobelviertel Harvestehude. Sie hatten es vor vierzig Jahren erworben, lange bevor die Immobilienpreise senkrecht in Richtung Stratosphäre zu steigen begannen. Ein kleiner Garten gehörte dazu. Mutter pflanzte Biogemüse, Himbeeren und Stachelbeeren an; sie kochte Holundermarmelade, und ihr Apfelkompott schmeckte himmlisch.

»Ich habe auch rote Grütze da«, sagte Mutter, während

ich meinen nassen Parka in der Diele auszog. »Magst du die noch?«

Ich schnappte fast nach Luft.

»Selbst gemacht? Wie früher?«

Sie sah mich ungehalten an.

»Ich mache nur ganz natürliche rote Grütze. Ohne E-320 und das ganze Pharmazeug. Ich lebe gesundheitsbewusst. Das solltest du auch.«

»Und wo ist der Schnuller?«, stöhnte ich.

»In der Drogerie, gleich um die Ecke. Sie schließen erst um acht.«

Sie ging in die Küche, wo es nach Kartoffelkrapfen duftete. Sie lagen schon bereit, auf einem weißem Küchenpapier, das Fett aufsaugte. Das Wasser lief mir im Mund zusammen.

»Ob es mir wohl schmeckt?«, murmelte ich.

»Herrgott!«, zischte sie. »Wie oft muss ich mir noch diesen blöden Spruch von dir anhören?«

»Ich wollte nur wissen, wie weit du belastbar bist.«

»Wie alt bist du eigentlich?«

»Zweiundvierzig, das solltest du eigentlich wissen.«

»Ich habe ein schlechtes Gedächtnis für Zahlen. Ich weiß nur noch, dass Tobias gekotzt hat.«

»Ach, welch schöne Erinnerung!«

Sie holte zwei Teller aus dem Schrank.

»Hör bitte mit diesem sarkastischen Ton auf. Wir essen in der Küche, wenn es dir nichts ausmacht.«

Ich gab ihr einen kleinen Klaps auf den Hintern.

»Ja, Mutter.«

Sie kicherte.

»Deine Geste ist deplatziert, mein Sohn. Tanja wäre entsetzt.«

»Sie hatte wenig Sinn für Humor.«

»Vermisst du sie?«

»Ich vermisse meine Katze.«

»Sie war nicht deine Katze. Tanja hat Mafalda in die Ehe mitgebracht. Würdest du deine Katze dalassen, wenn du gehst?«

»Auf keinen Fall!«

Mutter holte Besteck aus der Anrichte.

»Na bitte. Worüber beklagst du dich?«

»Mein Zuhause ist kein Zuhause mehr. Das stört meine Konzentration und meine Leistungsfähigkeit im Beruf.«

»Das Problem ist, dass du immer nur an dich denkst.«

»An wen sollte ich denn sonst denken?«

»An Tanja zum Beispiel.«

»Sie ist weg.«

»Ihr wart ein schönes Paar. Aber kein Zusammenpassendes. Das sah man auf den ersten Blick.«

»Ich habe das nie gesehen.«

»Liebe macht blind.«

Amalia, die Hände in den Hüften, sah sich in der Küche um.

»Was trinken wir dazu? Rotwein?«

»Aber nur ein Glas. Nach dem zweiten kriege ich Nesselfieber.«

Sie starrte mich an.

»Seit wann?«

»Seit unserem letzten Urlaub in der Provence. Eine Allergie, meint der Hautarzt.«

Sie schüttelte ungehalten den Kopf.

»Bei euch muss es ja drunter und drüber gegangen sein. In unserer Familie hat keiner Allergien.«

»Doch, ich.«

»Geh zum Ernährungsberater.«

»Das bringt nichts.«

»Dann zum Analytiker! Mach Akupunktur, lass dich hypnotisieren! Aber jammere mir nicht ständig die Ohren voll.«

Ich öffnete kleinlaut die Flasche, die sie mir reichte, füllte unsere Gläser.

»Ich benehme mich erbärmlich, zweifellos eine Frage der Veranlagung.«

»Man kann sich an alles gewöhnen. Ich sage das für mich, wohlgemerkt.«

Sie legte mir vier Krapfen auf den Teller, einen nach dem anderen. Das Apfelkompott duftete herrlich nach Zimt und Zitronenschale. Schweigend verspeiste ich einen Krapfen nach dem anderen. Soweit ich schielend erkennen konnte, hatte Mutter ein kleines Lächeln in den Mundwinkeln.

»Du bist dünn geworden. Du musst ein bisschen zulegen.«

»Das kann ich nur bei dir.«

»Warum sollte ich dich mästen?«

»Weil du meine Mutter bist.«

»Ich sehe noch immer nicht den Grund.«

»Trostsuche«, sagte ich kauend. »Zutiefst regressiv.«

»Womöglich auch noch inzestuös?«

»Ja, zurück in die Mutterlauge.«

»Nein, danke. Ich will dich nicht haben.«

Sie schob mir noch zwei Krapfen auf den Teller.

»Iss! Es sind noch genug da.«

Ich verschlang auch noch diese beiden Krapfen, bevor ich den Teller zurückschob. Ich überlegte, ob ich mir nicht doch ein zweites Glas einschenken sollte. Ich ließ es bleiben, die Pickel juckten wie verrückt. Und sorgten obendrein noch für ein ungepflegtes Äußeres.

»Sie will sich scheiden lassen«, sagte ich weinerlich. »Ich glaube, den Gedanken hatte sie schon seit Monaten.«

»Dann hat sie auch bereits einen Anwalt.«

»Damit muss ich rechnen. Ob ich ihr auch Alimente zahlen muss?«

»Die Erwartung, dass sie nichts von dir verlangen wird, ist utopisch. Zum Glück habt ihr keine Kinder.«

»Tanja wollte keine. Später, sagte sie. Zuerst die Karriere.«

»Dann kommst du mit einem blauen Auge davon.«

»Ich sei unzuverlässig, meint sie.«

»Das mag wohl sein. Aber du kannst nichts dafür.«

»Nein? Man kann doch was tun, damit sich das ändert. Ich habe es ehrlich versucht.«

»Das bezweifle ich nicht. Aber Männer sind eben so. Das ist eine Frage der Genetik.«

Das gab mir doch zu denken.

»Mein Vater auch?«

»Tobias?«

Sie nippte an ihrem Glas und lachte. Sie hatte ein schmales Gesicht, das im Alter etwas pferdehaft auszusehen begann, aber noch immer sehr klare, verschmitzte Augen. Eine Mischung zwischen Troll und Fee, so kam sie mir vor.

»Tobias war ein Künstler. Die haben Narrenfreiheit. Eine Frau, die sich in einen Künstler verliebt, weiß im Prinzip, was ihr blüht.«

»Ich finde das deprimierend.«

»Hör mal«, sagte sie, »ich habe die männliche Gattung nicht programmiert. Mit diesem stupiden Hormon, du weißt schon ...«

Sie schnippte suchend mit den Fingern.

»Du meinst Testosteron?«

»Richtig. Vielleicht hast du zu wenig davon.«

»Da widersprichst du dir aber.«

Ich fand Mutter nicht immer lustig.

»Tja«, sagte sie, »Männer sind komplizierter als Frauen, haben zu viel oder zu wenig von dem Zeug. Tanja hat allmählich dein ganzes Leben beherrscht. Und wenn es einmal so war, brauchst du Zeit, um dich davon zu erholen.«

Ich dachte über die Bemerkung nach. Sie hatte mal wieder den Nagel auf den Kopf getroffen. In letzter Zeit hatte sich Tanja mit ihrem eigenen Mysterium umgeben; jetzt wurde ich mündig, es war allmählich an der Zeit. Klar war am Anfang alles anders gewesen. Tanja war – immer noch – eine sehr schöne, sehr feminine Frau; ich war sehr verliebt gewesen. Verliebt in ihr blondes Kinderhaar, in die Biegung ihres Halses, in die aufrechte Haltung ihrer Schultern – sie hatte ein paar Jahre Ballett gemacht. Und auch in ihre schönen Zähne, in die Art, wie sie lachte, mit zurückgeworfenem Kopf. Nichts an ihr entging mir, ihre einfachsten Bewegungen entzückten mich.

»Sie hat etwas so Elegisches an sich.«

»Wie bitte?«, brummte Amalia. »Hör endlich mit deinen Fremdwörtern auf!«

»Sie war einfach wunderschön anzusehen. Und wenn sie zu mir sagte: ›Bitte reiche mir doch die Mayonnaise‹, dann war ich vor Entzücken geblendet.«

»Armer Kerl!«, sagte Mutter schulterzuckend.

Tanja arbeitete als Assistentin in der Redaktion einer Hochglanzzeitschrift. Mode und Lifestyle, Glamour und Hype. Allerdings nur drei Tage in der Woche, sodass ihr viel Zeit blieb, auch anderswo hip sein zu wollen und es nicht ausleben zu können. Ihr Job war schlecht bezahlt und nicht zeitintensiv genug. Sie ging gerne auf Partys, wollte ihre Freunde einladen und hinreißend gekleidet sein. Mein Geld – und das ihre – reichten einfach nicht.

Ich sei nur gut im Bett, sagte sie, nur darum halte sie es mit mir aus. Aber – so leid es mir tat – wir lagen eben nicht die ganze Zeit im Bett, und ich hatte auch andere wesentliche Körperteile, die sie offenbar nur beachtete, um an mir herumzunörgeln. Es störte sie, wenn ich schlecht rasiert war, sie störte sich an den Tränensäcken unter meinen Augen. »Tu

was dagegen, Schatz!« Sie störte sich an meinen abgenagten Fingernägeln, an den verbeulten Cordhosen, die ich so gerne trug, an den Knötchen in meinen Pullovern.

»Heutzutage schlafe ich manchmal ganz angezogen«, sagte ich zu Amalia. »Und manchmal wasche ich mich nicht einmal. Ich vergesse es ganz einfach, wenn ich zu Bett gehe.«

Mutter quittierte es mit einem Achselzucken.

»Solange deine Unterhose sauber bleibt und deine Socken nicht riechen, ist das doch in Ordnung.«

»Socken trage ich nur, wenn es kalt ist. Und ich rasiere mich nicht täglich, weil ich empfindliche Haut habe und es mir unter der Nase wehtut. Soll ich denn ständig mit einem Pflaster herumlaufen?«

»Nein, nur wenn es blutet«, sagte Mutter.

Kurzum, Tanja wollte, dass ich Gesichtscreme auftrug und mich bei Boss mit Klamotten eindeckte, die für jüngere, ambitionöse Manager gemacht waren und nicht für Dozenten mit knappem Gehalt. Sie wollte mit mir shoppen, ich wollte nicht und konnte auch nicht und kam mir vor wie ein bockiger Esel.

Amalia schob mir eine Schale rote Grütze unter die Nase. Ich tauchte kummervoll den Löffel hinein.

»Im Kühlschrank steht noch eine ganze Schüssel voll.« Amalia gab mir einen dicken Klecks Sahne obendrauf. »Die Wahrheit ist, dass Tanja einfach zu jung für dich war. Ich habe es ja gleich gesagt, du kommst nach Tobias, der ein Eigenbrötler war. Und Tobias konnte ich nur ertragen, weil ich meinen eigenen Kram machte. Und wenn wir uns dann trafen – am Tisch oder im Bett –, hatten wir unseren Spaß. Und schließlich hatte ich die Welt bereist, als sie noch ungefährlich war. Ich war in Karachi und Kabul, und keiner hat mir ein Haar gekrümmt. Was hat Tanja – abgesehen von Europa – bisher von der Welt gesehen?«

»Wir waren zwei Wochen auf den Malediven.«

»Die werden jetzt auch islamisiert, und – warte nur ab – bald gehen dort die Bomben hoch. Nein, die Welt ist nicht mehr schön, ganz und gar nicht, du kannst jetzt getrost viele Teile davon ignorieren. Tanja – das ist ihr Problem – wurde einfach eine Generation zu spät geboren.«

»Sie ist einfach gegangen«, sagte ich, »ohne Ankündigung, ohne Erklärung, wir hatten nicht einmal Streit. Einfach so.«

»Sie hatte dich satt, und ich für meinen Teil glaube, dass sie einen anderen hat. Einen, der besser zu ihr passt. Mach nicht so ein Gesicht, Rainer, da kriegst du Falten.«

Mutter nahm nie ein Blatt vor den Mund. Ich erinnere mich, dass ich mich in der letzten Zeit des Öfteren gefragt hatte, ob Tanja sich wohl mit einem anderen traf. In ihrem Handy herumzuspionieren fand ich unter meiner Würde. Mir Tanja mit einem anderen Kerl im Bett vorzustellen erforderte Heroismus, und ich spielte lieber Vogel Strauß. Dafür sah ich – im Traum – oft ein anderes Bild: Tanja und ich standen im Meer auf zwei Eisschollen, die sich unwiderruflich voneinander entfernten. Tanja winkte mit ihrem Tuch von Hermès, ich sah sie immer kleiner werden und dann verschwinden. Ich litt gewaltig, aber ohne Wut, das war nicht normal. Wut wäre besser gewesen, da hätte ich dem Nebenbuhler ein blaues Auge schlagen können. Das Dumme war nur, dass ich nicht einmal wusste, ob es ihn wirklich gab oder ob Tanja zu ihrer Mutter oder zu einer Schulfreundin gezogen war. Jedenfalls ging alles in die Brüche, und ich konnte mich nicht einmal stilvoll betrinken.

Unversehens wurde mir klar, dass ich mein Leben so hingekriegt hatte, dass ich nun niemanden mehr hatte, keinen Spielkameraden aus der Kindheit – die waren in alle Winde zerstreut – und nicht einmal eine Katze, die merkte, was mit mir los war, und sich teilnahmsvoll zu mir ins Bett kuschelte.

Ich hatte nur Amalia, die mich mit »Himmel und Erde« und roter Grütze fütterte; ihre besserwisserischen Sprüche führten dazu, dass ich mich noch erbärmlicher fühlte.

»Im Grunde hast du Tanja nie gemocht«, sagte ich.

Sie zog die Schultern hoch.

»Ach, wieso nicht? Aber es stimmt schon, für Weibchen habe ich nie viel übriggehabt.«

»Du redest nicht von einer Katze, du redest von meiner Frau«, sagte ich etwas eingeschnappt.

»Von deiner Exfrau.« Sie stand auf. »Soll ich uns einen Tee machen?«

»Ich hätte lieber einen Kaffee.«

»Abends trinke ich nur Tee«, sagte sie und setzte Wasser auf. Ich ergab mich ins Unvermeidliche. Mutters Vorlieben hatten stets Priorität.

»Wenn eine Frau sich zu wichtig fühlt ...«, begann sie, aber das hätte sie nicht sagen sollen. Ich schnitt ihr das Wort ab.

»Wie du?«

Sie parierte souverän.

»Ich bin sechsundsiebzig, und wenn ich jetzt nicht meine Wünsche anmelde, trampeln später im Altersheim alle auf mir herum. Wie alt war deine Tanja? Neunundzwanzig, glaube ich, oder? Was hast du eigentlich mit ihr gemacht? Aber das geht mich ja eigentlich gar nichts an«, setzte sie hinzu, eine Floskel, mit der sie sich elegant aus der Affäre zog. (Das ist deine Sache, mein Sohn, sieh zu, wie du zurechtkommst).

»Sie gab meinem Leben Glamour«, sagte ich kläglich.

Sie hängte einen Teebeutel in eine frochgrüne Tasse.

»Das war bestimmt teuer.«

»Gucci«, gab ich finster zu. »Gucci kam immer wieder, wie Migräne.«

»Zweimal im Jahr? Ach je.«

»Gucci stand ihr fantastisch, sie hatte die richtige Figur dafür. Und jetzt ist sie weg, und alle Schränke sind leer. Mir kommt es so vor, als hätte sie die ganze Welt mitgenommen.«

»Sie konnte dich ja nicht nackig verlassen, nur um dir eine Freude zu machen. Und Gucci-Kreationen stehen dir nur, wenn du einiges an dir herumschnippeln lässt.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich finde das überhaupt nicht lustig.«

»Ich habe auch Marken getragen, die fast genauso teuer waren. Das geht vorbei.« Sie sprang elastisch auf. Noch nie hatte sie lange still sitzen können. »Du erlaubst, dass ich mir eine Zigarette genehmige?«

Ich nickte matt. Sie zündete sich eine an, setzte sich wieder und inhalierte mit Genuss.

»Und jetzt hör zu: Ich will keinen Hypochonder als Sohn. Und wenn du mit der Introspektion fertig bist und endlich wieder die Unterhose wechselst, wirst du sehen, wie viele gut aussehende, gescheite, liebesbedürftige Frauen auf dich warten. Sex ist für keinen verlassenen Mann ein Problem. Glaube mir, das dämpft den Schmerz über die eine, die dich sitzen gelassen hat, erheblich. Und dann kannst du dich rächen. Eine Frau, die du zappeln lässt, hängt später um so fester an der Angelschnur.«

Ich traute meinen Ohren nicht.

»Und das sagt mir meine Mutter?«

»Muss es denn gleich wieder Liebe sein?«

Ich war einigermaßen schockiert.

»Und was soll ich deiner Meinung nach tun? Mich bei einer Online-Partnerbörse anmelden?«

»Heutzutage scheint das ja üblich zu sein. Ich weiß nicht, ob das etwas bringt. Aber versuchen könntest du es ja mal ...«

Sie rührte ihren Tee um, wobei sie die Zigarette im Mund-

winkel hielt. Der Rauch zog an mir vorbei, weckte Assoziationen an meinen Vater. Ich grübelte weiter an mir herum.

»Ich habe es mir nicht ausgesucht, dass ich so bin. Dass ich kein Erfolgsmensch sein kann, will ich sagen. Wer weiß, woher ich das habe?«

Sie verstand sofort, was ich meinte.

»Von Tobias, von wem denn sonst?«

»Es ist einfach hoffnungslos.«

»Soll ich dir mal was sagen? Als Punk hast du mir besser gefallen. *No future*, mit grünem Hahnenkamm, das hatte zumindest Stil. Wenn ich dich auch nicht ganz verstand.«

»Wie sähe das heute aus?«

»Entsetzlich. Du hast nicht mehr genug Haar, tut mir leid.«

Schlimmer konnte es nicht werden. Mir blieb noch ein Schluck Wein. Ich trank ihn aus, und prompt juckte es mir im Nacken, als ob ich gleich sechs Flohstiche gehabt hätte, alle auf einmal und drei auf jeder Seite. Ich unterdrückte das heftige Bedürfnis, mich zu kratzen, und fragte grimmig:

»Was würdest du an meiner Stelle tun?«

»Eine Dusche nehmen. Dir neue Wäsche kaufen. Charmant zu Frauen sein und gut im Bett. Das kann ich dir ja wohl noch zutrauen, oder? Und wenn der Brief vom Anwalt kommt, dir sagen, dass alles zwischen euch zu Ende ist. Aber dass es noch lange nicht das Ende der Welt ist. Finanziell wirst du die Sache schon verkraften. Nur vier Jahre Ehe, keine Kinder – so dramatisch kann es nicht sein. Du wirst dich schon erholen von der Schmach. Wann hast du Urlaub?«

»Mir steht noch eine Woche zu. Im September.«

»Dann buche ein Hotel, irgendwo. Gehe ins Konzert oder ins Bordell. Du kannst dich auch besaufen, wenn dir danach ist. Hör auf, immer so entsetzlich vernünftig zu sein! Du musst wieder Lust empfinden.«

»Lust auf was?«

»Meinetwegen auf Fesselspiele. Oder auf ein Drei-Sterne-Menü. Ich kann dir nicht täglich ›Himmel und Erde‹ vorsezen. Sei geduldig. Warte auf bessere Zeiten. Man weiß ja doch nie, was auf Reisen alles passieren kann.«

»Was redest du mir nicht alles ein?«, sagte ich. »Ich werde mich überall langweilen, das weiß ich. Auch im Bordell.«

»Hör mal«, sagte sie, »wenn du so weit kommst, dass du dich in der eigenen Scheiße wohlfühlst ...«

»Ich brauche Zeit. Du musst mehr Nachsicht mit mir haben.«

»Nachsicht liegt nicht in meiner Natur.«

Sie hatte mich mundtot geschlagen, ich gab es auf. Ich tastete nach der grünen Tasse, schlürfte den Kräutertee und verbrannte mir die Zunge.

»Zu heiß?«, fragte sie harmlos. »Dann lass ihn noch etwas stehen.«

Als ich mich auf den Weg nach Hause machte, wo mich nichts als deprimierende Stille erwartete, dachte ich, dass es nie wieder gut werden konnte. Immerhin war die Finsternis nicht mehr so dicht. Der Regen hatte nachgelassen, da und dort zeigten sich sogar einige Sterne. Ich war mit nichts von dem, was Amalia gesagt hatte, einverstanden, aber ihr Mutterhormon und mein Testosteron pulsierten mehr oder weniger auf einer einheitlichen Frequenz. (Waren wir alle nur Primaten?) Dass ich am Ende in Japan landen würde, konnte allerdings weder das eine noch das andere Hormon voraussehen.

2. Kapitel

Amalia hatte recht, es ging nicht so weiter, konnte nicht so weitergehen. Mir stand noch eine Woche Urlaub zu. Ich hielt mich an meine beruflichen Verpflichtungen, zog meine Kurse durch, bis der Freitag kam. Ich fand meine Studenten samt und sonders doof. Zwar waren alle ganz Ohr und Auge, machten sich emsig Notizen, aber ich wurde das Gefühl nicht los, dass sie sich ebenso wenig für die Darstellung des Welteneis und den Samen der Menschheitsgeschichte in den Bildern von Giotto di Bondone (1267–1337) interessierten wie ich. Abgesehen davon war diese Generation von Studenten, deren Geburtsdaten in den Neunzigerjahren lagen, zu selbstsicher für meinen Geschmack, zu cool, zu vernetzt, zu alles. Während ich mit Anfang zwanzig je nach Beleuchtung entweder wie zehn oder wie vierzig ausgesehen hatte, zeigten diese jungen Leute kaum einen Ausdruck auf den faltenlosen Gesichtern. Blickte ich in ihre arglosen Augen, sah ich mich im Geiste vor einem Teich stehen, Brot im Wasser zerkrümelnd, ein angesammeltes Fischknäuel mir zu Füßen. Mit dem Unterschied, dass die Fische zappelten und die Studenten brav in einer Reihe saßen. Eigentlich hätte es mir Genugtuung bereiten sollen, dass ich Jüngere belehren und sie von meiner Weisheit profitieren lassen konnte. Stattdessen verglich ich sie mit Forellen, was unfair war, befanden sich doch unter ihnen einige gescheite Köpfe. Gescheiter als ich alle mal, der pausenlos damit beschäftigt war, mit dem eigenen

Ich zurechtzukommen. So wie ich veranlagt war, musste ich für Tanja wohl ein Mann gewesen sein, den sie leichter zum Narren halten konnte als andere. Aber wer war ich eigentlich? Ich erlebte einen Moment, in dem diese Frage plötzlich da war, die nach dem eigenen Ich, nach dem eigenen Wesen, nach dem, was mich unverwechselbar machte. Oder auch nicht, dachte ich grimmig. Auf die Dauer ist wahrscheinlich jeder Mann wie der andere.

Ich hatte eine Reise nach Prag gebucht, rein zufällig, wie man im Kiosk eine Zeitung kauft und ein Los gleich dazu, mit dem stets enttäuschten Hintergedanken, dass man eventuell doch in acht Tagen Millionär sein könnte. Wobei der Neider in mir sich schon lange fragte, wieso es mehrheitlich portugiesische Bauarbeiter waren, die beim Fußball-Toto gewannen und danach nicht wussten, wie sie das viele Geld ausgeben konnten! Aber ich schweife ab, was womöglich an meiner Erbmasse liegt.

Um ehrlich zu sein – ich wollte einfach nur weg von Hamburg. Wenn ich nichts unternehme, dachte ich, krepriere ich. Davon war ich überzeugt, ebenso wie ich davon überzeugt war, dass es mir morgen nicht besser gehen würde, sondern eher schlechter.

Inzwischen hatte ich zu Hause ein bisschen aufgeräumt. Alte Fotos und Briefe waren mir in die Hände gefallen. Postkarten und Liebesbriefe auch. Ach ja, ach ja! Gerade dann, wenn wir in der Tinte sitzen, beschäftigt uns die bange Frage, ob wir noch fähig sind, unsere eigene Geschichte zu schreiben. Oder ob es womöglich gesünder wäre, sich einfach treiben zu lassen. Immerhin verstand ich, woher Amalias leicht geringschätziger Ton kam, wenn von Tanja die Rede war. Tanja – dieses ach so reizvolle Wesen – war für sie nur ein Fliegengewicht. Amalias Eltern Irmela und Günther stammten aus Schlesien. Großgrundbesitzer, wohlhabend. Amalia

und ihr Bruder Manfred wuchsen mit Kindermädchen und Hauslehrer auf, bis die Familie vor den anrückenden Russen fliehen musste. Manfred, kaum neunzehnjährig, starb in den Ardennen. Nicht unter feindlichem Gewehrfeuer, wohlge-merkt, sondern weil er, extrem kurzsichtig, in einen Graben stolperte und sich das Genick brach. Mein Großvater Günther verbrachte als Kriegsgefangener drei Jahre in einem Lager in der ägyptischen Wüste. Die Familie war enteignet worden, ihr Haus diente russischen Offizieren als Hauptquartier und wurde später zerbombt. Irmela zog zu ihrer Schwester Sophie nach Bremen. Sophie, eine resolute Frau, unverheiratet, die vor dem Krieg ein Medizinstudium begonnen hatte, brachte sich und die Verwandtschaft durch, indem sie Zimmer an Studenten vermietete und als Sprechstundenhilfe bei einem Zahnarzt arbeitete. Irmela, die Jüngere und Hübschere, hatte bisher kaum einen Finger gerührt. Jetzt machte sie den ganzen Haushalt, kochte und bügelte, putzte sogar die Zimmer der Studenten. Dann kehrte Günther aus der Gefangenschaft zurück, auch für ihn musste Platz geschaffen werden. Mein Großvater, vormals ein äußerst kluger Geschäftsmann, bezog jetzt Invalidenrente. Er lag nur noch im Bett oder saß am Küchentisch und las Westernromane, »Die Gefangene der Cheyenne« und Ähnliches. Im Lager hatte er sich an Tuberkulose angesteckt. Er galt als geheilt, aber er rauchte wie ein Schlot und starb zwei Jahre später an Lungenkrebs. Nach seinem Tod angelte sich Irmela jenen Zahnarzt, bei dem ihre Schwester eine Zeit lang gearbeitet hatte. Dieser hatte sich von seiner ersten Frau scheiden lassen und war zu haben. Sophie hatte inzwischen gekündigt, ihr Studium wieder aufgenommen. Später lernte sie einen Spanier kennen und zog mit ihm nach Benidorm, wo sie bis zum Rentenalter Kinderärztin war. Während Irmela, noch immer eine sehr schöne Frau, die Jahre des Wirtschaftswunders in

Sicherheit und zunehmendem Wohlstand genoss, pubertierte Amalia mit größter Intensität, provozierte einen Eklat nach dem anderen, flog aus verschiedenen Schulen. Sie war groß, ungelenbig, mit einem Sinn für schwarzen Humor, den viele nur mäßig oder überhaupt nicht komisch fanden. Sie eckte überall an, und Irmela zeigte viel Nachsicht. Der Stiefvater wäre gerne strenger mit ihr umgegangen, aber Irmela nahm sie stets in Schutz, und am Ende tat Amalia nur das, was sie wollte.

Zunächst war sie recht füllig, trug Brille und Zahnsperre. Erst mit siebzehn wurde sie richtig hübsch. Es war das goldene Zeitalter der Hippies. Amalia machte alles mit. Auf der Insel Wright schlief sie schlammverkrustet in einem dünnen Schlafsack, wobei sie sich eine Bronchitis holte. Sie tanzte blumenbekrönt in Indien (*Hare Krishna, hare, hare!*), traf Buddha – oder jedenfalls jemanden, der ihm ähnlich sah – auf einer Blumenwiese in Nepal und trampelte durch Afghanistan, lange bevor das Wort »Taliban« rund um den Erdball ging. Wieder sesshaft geworden, studierte sie Filmregie. Sie war begabt, realisierte einige Doku-Filme für das Fernsehen, gute Sachen, immer mit sozialer Aussage, die Beachtung fanden. Sie drehte einen Film über Rostropowitsch, inklusive der berühmten Szene, die zeigt, wie er nach dem Fall der Mauer spielte. Und lernte dabei Tobias Steckborn kennen, einen Hamburger Musiker, der wundervoll Oboe spielte, was im Allgemeinen als brotlose Kunst galt, die er sich aber leisten konnte, weil sein Vater nach dem Krieg in Immobilien investiert hatte. Als der und seine Frau gestorben waren, erbten Tobias – mein Vater – und seine beiden Schwestern das viele Geld. Die eine Schwester zog nach Argentinien, die andere nach Ibiza, und Tobias, der immer brav gewesen war, rührte sich nicht vom Fleck und spielte im Rundfunkorchester. Er sah Amalia und war von der ersten Sekunde an »hin

und weg«. Sie war, wie er mal gestand, die Person, die seinem Seelenbild entsprach. »Ich sah mich in ihr, wie in einer Verkleidung«, hatte er mal gesagt. Ich konnte mir darunter nichts vorstellen, war jedoch gewaltig beeindruckt. Bei jener ersten Begegnung soll Amalia schwarze Shorts getragen haben, ein anliegendes Top, mit kleinen Spiegeln bestickt, und einen wallenden afghanischen Hirtenmantel. Mit ihrem rot-blonden Haar und ihrer tiefen Stimme (sie rauchte damals ein Päckchen Camel pro Tag) hatte sie sich wie eine huldvolle Königin in Tobias' Leben niedergelassen. Ihr Hirtenmantel war ein Staubfänger und stank nach Ziegenfell, sie ging auch im Winter barfuß in Sandalen. Amalia hat heute noch Hornhaut unter der Fußsohle, wie eine Bäuerin, und ist sogar stolz darauf. »Bricht mitten in der Nacht ein Feuer aus, kann ich sofort losrennen, ohne zuerst die Pantoffeln zu suchen«, pflegt sie zu sagen. Tobias, der antiseptisch und nicht die Spur handfest war, liebte sie abgöttisch, zündete Kerzen an, wenn sie meditierte, und ernährte sich nur noch vegetarisch. Als ich geboren wurde, bestimmte Amalia, dass Tobias dabei zu sein hatte. Tobias war also Zeuge, wie ich, glitschig und rot und laut schreiend, das Licht dieser Welt erblickte. Er schnitt tapfer die Nabelschnur durch, wobei ihm das Abendessen hochkam und er aus dem Kreißsaal rennen musste, um sich zu übergeben. Ich erzähle das nur, weil die Fakten zeigen, dass Bravour in unserer Familie einfach keine Wurzeln schlagen kann. Immerhin wurden Amalias Filme bei Festivals gezeigt, sie gewann sogar verschiedene Preise. Später drehte sie nur noch sporadisch diesen oder jenen Film, wenn ihr, wie sie sagte, das »Thema keine Ruhe ließ«. Inzwischen spielte Tobias verzückt Oboe, und beide führten achtzehn Jahre lang eine etwas versponnene, aber glückliche Ehe.

Was mich betrifft, hatte mir meine Zeit bei der Bundeswehr kein Trauma hinterlassen, ja nicht einmal einen nach-

haltigen Eindruck. Die Offiziere, die mich beruflich anbrüllten, waren privat recht umgänglich, und der heutzutage gesetzlich genehmigte Drill hatte aus keinem von uns Hackfleisch gemacht. Es war sozusagen eine Generationsfrage, dass ich ein recht bequemes Leben führen konnte. Mit dem Ergebnis, dass ich wenig zähen Ehrgeiz entwickelte und tendenziell wohl den »Softies« zuzuordnen war, einer Gattung, die angeblich bei Frauen gut ankommt. Auch als Erwachsener war ich eigentlich nicht viel anders als früher: Ich hatte einen Kopf, da war ziemlich viel drin, keine Haare auf der Brust, und ansonsten benahm ich mich weltfremd. Mit zwölf, da entsinne ich mich gut, war mir in der Schulbibliothek ein illustrierter Astronomieatlas für den Grundschulunterricht in die Hände gefallen. Ich hatte aufmerksam die Bilder studiert, die mir wunderbar rätselhaft vorkamen, hatte mit dem Zeigefinger jeden Planeten im Sonnensystem markiert. Das Buch – und alle anderen Astronomiebücher, die ich danach studierte – waren für mich eine Fundgrube unwiderlegbarer Offenbarungen. Ich las Bücher, die eigentlich nicht für mein Alter bestimmt waren: Isaac Newton und das Schwerkraftgesetz, die »Parallax-Methode« von A. Singer, der »Balancprozess einer Sonnen-Eruption« von einem Astronomen, dessen Name mir entfallen ist, und auch der »Geist der Materie« von Jean Émile Charon, der, wie ich inzwischen erfahren habe, am Ende seine Affinität zu Gott entdeckte und in der Klapsmühle landete. Vielleicht sollte man nicht zu viel Schaum schlagen.

Natürlich verstand ich anfänglich nicht viel von dem, was ich in solchen Büchern las. Sie interessierten mich einfach, ich konnte selbst nicht sagen, warum. Dennoch waren diese Lektüren nicht vergeudet. Wenn mir in späteren Jahren eine Stelle, deren ich mich gut erinnere, durch den Kopf ging, blitzte ihr Sinn wie ein überraschender Sonnenstrahl vor mir auf.

Tatsache ist, dass weder Mathematik noch Theologie einem kleinen Jungen Kopfzerbrechen machen. Oft, wenn ich die Dummheit der Erwachsenen sehe (meine eigene inbegriffen), wundere ich mich, was aus diesen neugierigen Kindern später geworden ist. Die Freude am Experimentieren, und sei es nur in Gedanken, ist einfach weg. Damals kam mir jedenfalls die Idee, dass, wenn sich die Schwerkraft der Sternenhaufen nur geringfügig verändern würde, neue Organismen auf der Welt entstehen könnten. Das aufregendste Ergebnis dabei wäre der Embryo einer neuen Menschheit. Folglich bastelte ich ein Modell aus Papier, Klebstoff und Pappe und schickte die Konstellationen beherzt auf andere Bahnen. Natürlich landete das Embryo der neuen Menschheit schließlich im Papierkorb, dessen Inhalt unsere Putzhilfe entsorgte. Dann starb mein Vater, und ich färbte mein Haar grün. Dass ich es trotzdem bis zum Gymnasium schaffte, habe ich Amalia zu verdanken, die, nachdem wir schon Florenz und Siena besichtigt hatten, plötzlich beschloss, mit mir nach Rom zu fahren. Nein, sie wollte mit mir nicht zum Papst, sondern mir lediglich die Sixtinische Kapelle zeigen. Ich war einverstanden. Ich war mit allem einverstanden, seitdem ich meinen Seelentrost bei Caravaggio entdeckt hatte.

In der Kapelle standen wir, zwischen Touristen eingeklemmt, und starrten mit steifem Nacken nach oben. Das Schicksal wollte, dass ich die Erklärung einer Führerin aufschnappte, die mich so tief prägte wie kaum etwas in meinem bisherigen Leben. Hätte die Frau englisch gesprochen, wäre ich gelangweilt an ihr vorbeigeschlurft. Aber sie sprach deutsch, und so blieb ich stehen. Zunächst fiel mir auf, wie attraktiv diese Frau doch war, vollbusig, lebhaft, mit Haaren wie schwarze Schlangen. Sie warf dieses Haar hin und her, während sie einem aufmerksamen Halbkreis von Touristen erklärte, es gäbe unter Neurologen die Ansicht, Michel-

angelo habe der Wolke, aus der Gottes Finger ragte, die Form des menschlichen Gehirns gegeben. Wobei Gottes Finger den Geist darstellte, der Adam berührte und ihm aus dem kosmischen Gehirn den Funken der Intelligenz übertrug. Es sei natürlich eine Auffassung, betonte die Führerin, die nicht alle Neurologen teilten und die Anlass zu Kontroversen gab. Ich trank ihre Worte wie die Verkündigung der Sybille, die über meinem Kopf auf ihrem Dreifuß thronte. Mir war egal, wo, warum und wie lange die Neurologen debattierten; wenn es stimmte und ein Maler fähig war, eine neurologische Erkenntnis in der Kunst darzustellen, ohne gleich auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, dann war dieser Maler ein Genie. Auf irgendeine verdrehte Art sah ich eine Verbindung zwischen Michelangelos Visionen und meinem Embryo der neuen Menschheit. Von diesem magischen Augenblick an geriet alles in mir in Gärung. Amalia brauchte sich keine Sorgen mehr um mich zu machen. Ich hatte endlich etwas gefunden, das mich packte!

Daran dachte ich, während ich vor Tanjas leerem Kleiderschrank lamentierte und der Verdacht sich in mir aufdrängte, dass meine Frau mich – das verkannte Genie – einfach nicht zu schätzen gewusst hatte. Und nur ein Wimpernzucken später folgte die unmittelbare Frage: Wo ist der sofortige Trost? Sollte ich mir eine Studentin schnappen? Auf die Gefahr hin, dass ich sie, wie in einem amerikanischen Film, womöglich gleich schwängerte? Im Hörsaal war mir eine aufgefallen, die Jane hieß (ich Tarzan?) und überlange Beine hatte. Ihr kleiner Mund glich einer Knospe, der Madonnen von Fra Angelico ähnlich. Lachte sie, sah ich ihr hellrosa kindliches Zahnfleisch. Sie schaute mich an mit einer Wärme, die ich nicht für alltäglich hielt jemanden gegenüber, der hinter dem Rednerpult dozierte, sich dann und wann gewaltig räusperte und in langen Schlucken von dem Wasser trank, das dort stand.

Immerhin meldete sich mein Selbsterhaltungstrieb: Hatte Jane Beine wie eine Gazelle, wollte sie diese auch zur Geltung bringen. Und zwar in einer Mini-Jupe von Gucci, worauf ich vom Regen in die Traufe gekommen wäre. Abgesehen von dem Risiko einer ungewollten Schwangerschaft waren Studentinnen eine lebenslustige Sorte, anfällig für *carpe diem*, modische Bonbons, iPod und Technomusik.

Und weil ich keinen Frust mehr wollte und auch keine Lust hatte, mitten in der Nacht eine Nabelschnur zu durchtrennen, legte ich die langbeinige Jane nicht in mein Bett, sondern ad acta. Es mochte für uns beide gesünder sein.

Die Reise nach Prag also. Warum Prag? Weil ich Prag noch nicht kannte, wäre die naheliegende Antwort. Aber da war mehr. Die Sprache zunächst, völlig unverständlich, und trotzdem mit einer Wärme der Kehllaute, die mich an Italien erinnerte. Dann die Geschichte. Die katholische Gegenreformation im Böhmen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hatte die Stadt mit Prunkbauten versehen. Kaiser Rudolf der Zweite, ein Habsburger aus Madrid, hatte am Königshof mit Giordano Bruno über Fragen der Philosophie debattiert und den Dänen Tycho Brahe als Hofastronomen zu sich geholt. Brahe hatte ein revolutionäres Modell des Sonnensystems entworfen, sein Schüler Johannes Kepler hatte – lange bevor das Teleskop erfunden wurde – die elliptischen Bahnen um die Sonne berechnet. Der kleine Junge, der damals ein Modell des Sonnensystems gebastelt hatte, freute sich, auf den Spuren Gleichgesinnter zu wandeln. Solche, die Kopf und Kragen riskiert hatten, weil ihre Ideen sich nicht mit den Ammenmärchen ihrer Zeit vertrugen. Nur aufgeklärte Fürsten konnten sich damals leisten, dem Klerus über den Mund zu fahren, während Opportunisten dem Papst den Ring küssten und die Astronomen in den Kerker warfen. Was ich in Prag fand, war ein lebendiges Nacherleben der Dinge,

ein Bestehen vieler Zeitepochen. Gotik, Renaissance und Barock, aber auch Jugendstil, Kubismus und Funktionalismus. Es war schon so, dass sich in Prag etwas Falsches nicht hielt. Im chaotischen zwanzigsten Jahrhundert wurde hinter dem Eisernen Vorhang eine trostlose Baulandschaft errichtet, jedes Haus viereckig wie eine Kiste. Die samtene Revolution hatte das Hässliche, das am Beton haftete und an den Steinen hing, lächerlich gemacht, kreativ neu gestaltet oder verschmitzt zweckentfremdet. Dass der »Prager Frühling« die wunderlichsten Blüten trug, war einer Fantasie zu verdanken, widerspenstig und tiefgründig, die aus dem Mythos kam. Wer ein Gefühl dafür hat, spürt diese Dinge.

Mein Hotel befand sich in der Stadtmitte, nur wenige Minuten vom Wenzelsplatz und dem Prager Opernhaus entfernt. Der Bau war wuchtig, die Säle und Zimmerfluchten pompös, für Gäste eingerichtet, die vornehme Ruhe suchten. Heutzutage war die Vornehmheit – zumindest teilweise – flötengegangen. Das Hotel hatte Verträge mit Reisebüros geschlossen, die ihre Gruppen aus aller Welt in die gediegenen Räume schütteten. Schon morgens erlebte ich mit leichter Betroffenheit, wie sich die weiß gedeckten Frühstückstische unter den Lüstern in ein Stilleben von fettigen Tellern, gebrauchten Kaffeetassen, zerknüllten Servietten und Brotresten verwandelten; die Gruppenreisenden hatten frenetisch in sich hineingestopft, was zu haben war. Die überforderten Kellnerinnen rannten wie gehetzt hin und her, trugen Berge von schmutzigem Geschirr in die Küche. Das kommunistische Regime hatte den Dienstleistungssektor wenig gefördert. Weil ich ohne Frühstück denkunfähig bin, griff ich zur Selbsthilfe: Halb leere Kaffeekannen standen reihenweise herum, saubere Tassen fand ich auf der Anrichte, und aus verschiedenen Resten stellte ich mir ein Frühstück zusammen. Niemand nahm Anstoß daran, und es funktionierte

allemaal. Mir wurde gesagt, dass die meisten Touristen erst im Sommer kämen, was eh kein Trost war.

Das »Alfons-Mucha-Museum«, das ich gleich am ersten Morgen besichtigte, befand sich gegenüber vom Hotel. Mucha malte Frauen, die ich stets als herrlich sinnlich empfunden hatte; diese Figuren, von Symbolen umgeben, mit Ähren oder Klatschmohn gekrönt, waren allesamt epische Schönheiten, weder gefällig noch frivol, ungeachtet dessen, ob sie Sarah Bernhardt als »Gismonda« und »Kamelien-dame« darstellten oder auf Plakaten für Kakao und Zigarren warben.

Es war ein hochmütiges Frauenbild, das der Künstler entwarf, den Madonnen der Renaissance Lichtjahre fern. Der Engel erschien mit gebieterisch erhobener Hand, die Madonna beugte das Haupt: »Ich bin die Magd des Herrn.« Bei »Medea« hatte der Engel nichts zu suchen, Medea hätte ihn wütend abblitzen lassen, da waren eher die Furien am Werk. Gab es einen Engel irgendwo, dann in Gestalt eines Sterns, den die im Schnee verirrte Bäuerin mit meditativer Gleichmut betrachtete. Ein Stern ist ein Stern ist ein Stern ...

Weibliche Allegorien mit schmachtendem Blick, entblößter Brust und Lilien im Arm gab es in Prag viele zu besichtigen. Oft am Rande des Kitsches, aber souverän weit weg vom schlechten Geschmack. Stets waren in den Farben der Glasfenster und der Mosaiken Elemente vorhanden, die dem Ganzen eine Art vergeistigte Harmonie verliehen und das Auge entzückten. In einer Zeit, in der alles wie aus der Retorte kommt, war Prag eine Stadt, die Geschichten erzählte. Prag erzählte von Märchen und Sagen, von Krieg und Befreiung, von der Religion und vom Kommunismus, von der Musik und der Kunst und von dem, was man daraus machen kann.

Das Problem eines Einzelreisenden ist, dass er niemanden

hat, mit dem er reden kann. Kein Gedankenaustausch findet statt, die Worte bleiben stecken wie ein Kloß in der Kehle. Stand ich in einer Traube von Besuchern vor der astronomischen Uhr am Rathausturm, bimmelte das Glockenspiel vergeblich für mich. Die zwölf Apostel erschienen, der Tod – in Gestalt eines Skeletts – schlug mit seiner Glocke, alle spendeten Applaus, nur ich machte ein brummiges Gesicht, weil hier alle froh waren und ich am Rande der Depression stand. Ging ich über die Karlsbrücke mit ihren berühmten Barockstatuen, während die Moldau langsam vorbeifloss, wehte ein lauer Wind, und der Himmel weit über Prag war freundlich. Die Moldau war ein mütterlicher, beständiger Fluss, der Zeitepochen mit sich führte wie Schwemmsand. Es musste schön sein, diese sanfte Stärke zu spüren, sich ihr zu überlassen. Aber weil die Menschen dem, was sie sehen, hören und fühlen, das Klima ihrer eigenen Seelen und ihre eigenen Widersprüche hinzufügen, fand ich das Wasser schmutzig und dachte an Giftmüll. Inzwischen blickten die heilige Ludmilla, der heilige Judas Thaddäus, der heilige Ivo, die heilige Barbara und wie sie sonst noch hießen, missbilligend auf mich herab. Dass ich etwas Schönes banal fand, gefiel ihnen nicht. Banal wurden die Dinge nur, weil sie ungeliebt waren. Ich war wie eine Figur auf einem Schachspiel, meiner Umwelt entnommen und versetzt. Und wer hatte mich versetzt? Meine unselige Tanja. Ich war Tanja zum Opfer gefallen, ach ja, ach ja! Besaß ich zu wenig Anziehungskraft? Stand mein Bankkonto in den roten Zahlen? Rochen meine Socken schlecht? Es heißt, verlieren zu können ist die Summe aller Weisheit. Ich aber fand es unerträglich, morgens alleine zu erwachen und mich zu rasieren, mich durch den Tag zu quälen, dabei matt und pausenlos nur mit mir selbst beschäftigt zu sein. Die Gabe, aus dem Vorhandenen zu schöpfen und zufrieden zu sein, offen für neue Eindrücke, verlangte mehr

als Passivität. Meine Gefühle waren verletzt, somit war mein schlimmster Feind der Miesepeter. Besichtigte ich Kirchen, Museen und Paläste – wozu ich mich beflissen bemühte –, spazierte mein innerer Nörgler mit; es war aussichtslos, den Anschein aufkommen zu lassen, dass mich das alles ansprach. Null Impetus, es den Touristen gleichzutun, dafür ein gewaltiger Impetus zur Menschenverachtung. Herrgott, das Leben sollte doch Freundschaft sein, Gespräch, Wärme und Nähe. Ich aber stand immer noch da wie hinter dem Rednerpult, beleidigt und auf Distanz mit allem, sodass am Ende auch das Besondere zum Herkömmlichen wurde, das Schöne zwar vor meinen Augen existierte, aber mein Herz kalt ließ.

Nach drei Tagen hatte ich mich noch immer nicht erholt; ich stapfte von einer Sehenswürdigkeit zur anderen, speiste schmackhaft und figurungünstig (zu viel Kartoffeln, zu viel Speck, zu viel Soße, zu viel Sahne), ruhte meine geschwellenen Füße in Cafés aus, wo ich zur üblichen Zeit für Kaffee und Kuchen sorgte, und am Abend war ich nur noch müde und wollte ins Bett. Kurzum, ein Dozent in schlechtester Form.

3. Kapitel

Die Traviata, Aida und Madame Butterfly waren mir satt-sam vertraut. Auf dem Spielplan der Prager Oper stand eine mir noch unbekannte »Rusalka« von Antonin Dvořák, meinem tschechischen Lieblingskomponisten. Bedrich Smetana genoss ich vorzugsweise bei sentimental Wallungen, was im Moment nicht der Fall war.

Die Aufführung sei leider ausverkauft, meinte der Concierge, der mir, gegen ein reichlich überzogenes Trinkgeld, noch eine Karte für den gleichen Abend besorgte.

In Vorfreude auf die »Rusalka« hatte ich am Nachmittag das Dvořák-Museum besucht und einmal mehr erstaunt festgestellt, wie banal doch Menschen gelebt hatten, deren Musik wir bewunderten. Werke großer Künstler haben eine gewaltige Täuschungskraft: Wir stellen uns Titanen vor und finden Kleinbürger in kleinen Wohnungen, mit kleinen Möbeln, kleinen runden Brillen, kleiner, unleserlicher Handschrift. Man gewinnt dabei das Gefühl, dass sie in zwei Welten gelebt hatten, in verschiedenen Wirklichkeitsstufen: die großartige Welt des Geistes und die beschränkte Welt der Kleinbürger, die fast immer zu viele Kinder hatten, zu wenig Geld und schlechte Zähne. Manchmal war es besser, die Menschen hinter ihren Werken verschwinden zu lassen, sich der Illusion hinzugeben, dass sie Könige waren, verschwenderisch mit Gaben ausgestattet, Träger von großen und erhabenen Visionen. Dass sie uns solches glauben machen, ist eben ihre Magie.

Die Rusalka also. Das volkstümliche Motiv der Undine, recht konservativ auf die Bühne gebracht. Nichts gegen Märchen, auch nicht, wenn sie bieder inszeniert sind. Ich war von deutschen Bühnen anderes gewohnt, hatte Lulu splitternackt, die Tosca im Unterrock und Carmen mit einem T-Shirt, auf dem *Fuck you* zu lesen war, gesehen. Auch Opern müssen sich der Zeit anpassen. In Prag herrschte noch eine Art proletarische Ehrfurcht vor der Kultur. Man rüttelte nur zaghaft am musikalischen Erbe. Und so tanzte die Rusalka in wehenden Schleiern über Seerosen, die herrschaftliche Jagd sprengte per Video herbei, und der Wassergeist zog ein grünes Gestrüpp hinter sich her. In einer modernen Inszenierung hätte man ihn – ich nehme es an – in einen Taucheranzug gesteckt. Mit Schwimmflossen obendrein. Immerhin war das Orchester hervorragend, und die dickliche Rusalka hatte eine wundervolle Stimme. Ihre »Ode an den Mond«, als ob musikalische Kristallfäden sich aus ihrem sinnlichen Mund lösten, verschaffte mir eine Erektion, was die »Adult Movies« im Hotelzimmer nur unbefriedigend zustande gebracht hatten. Die Opernerektion machte sich im unpassendsten Augenblick bemerkbar, aber Erektionen melden sich, wann sie wollen. Na gut, ich war angetörnt, ging in der Pause auf das WC und holte mir anschließend ein Glas Orangensaft an der Bar. Das elegante Foyer war voller Stimmen und Leute. Ich nahm die Frauen in Augenschein, von denen einige recht attraktiv und gut gekleidet waren, und dachte, dass ich zum ersten Mal – wenn auch nur für die Dauer der Erektion – meinen inneren Nörgler vergessen hatte. Mit diesem guten Gefühl schlenderte ich auf die Terrasse hinaus, sah zu, wie die Dämmerung die Stadt in malvenfarbiges Licht hüllte, als ich hinter mir ein verdächtiges Rieseln hörte. Mein linker Schenkel wurde sofort klatschnass. Ich zuckte zusammen, wandte mich um und sah eine schlanke Asiatin, die

mich mit großen, entsetzten Kulleraugen anstarrte. Die junge Frau hielt zugleich eine Clutch, ein Weinglas und einen iPod in der Hand, und beim Jonglieren mit diesen drei Gegenständen war der Inhalt ihres Glases über mein Hosenbein geschwappt.

»Oh!«, sagte ich.

»Oh!«, antwortete die junge Frau in entsetztem Tonfall. »Oh, oh, oh!« Sie stieß diese Ausrufe hervor, wobei sie sich gleichzeitig umsah, einen kleinen Tisch fand, auf den sie ihr Glas stellen und den iPod legen konnte, bevor sie fahrig in ihrer Clutch wühlte und ein blütenweißes Taschentuch zum Vorschein brachte. »Oh, oh, oh!«, stammelte sie unentwegt, packte meinen Jackensaum, zerrte ihn hoch und begann mit dem Taschentuch mein Hosenbein abzutupfen. Ich drehte mich zwei- oder dreimal um die eigene Achse, um ihrem Griff zu entkommen, der unerwartet fest war, sodass ich sie einfach hinter mir herzog.

»Ach, lassen Sie das nur ... es macht doch nichts ...«

»*I am sorry*«, keuchte sie. »Es ist mir ja so peinlich«, setzte sie auf Deutsch hinzu, wobei sie sich weiterhin mit meinem Hosenbein befasste.

Die Sache war unerwartet pikant. Ich begann mich zu amüsieren.

»Wirklich, machen Sie sich keine Sorgen«, sagte ich.

Sie blickte erschrocken zu mir empor.

»Ist es Ihnen nicht ... unangenehm?«

»Es klebt ein bisschen.«

Sie schlug die Hand vor den Mund.

»Wie entsetzlich!«

Ich blinzelte ihr zu.

»Es könnte schlimmer sein.«

Sie wedelte hektisch mit dem Taschentuch, das inzwischen unschöne rote Flecken aufwies.

»Bitte, entschuldigen Sie ... Ich ... ich könnte im Erdboden versinken!«

»Dazu besteht kein Anlass«, erwiderte ich. »Zum Glück ist der Anzug ja schwarz.«

»Anthrazit«, murmelte sie.

»Wie bitte?«

»Die Farbe, meine ich.«

»Da haben Sie aber gute Augen. Bei dieser Beleuchtung!«

»Oh!«

Sie wich einen Schritt zurück. Wir starrten einander an, bevor wir, von der Komik der Situation gepackt, in unwiderstehliches Gelächter ausbrachen.

»Ich sollte eigentlich nicht lachen«, sagte die junge Frau, als sie wieder zu Atem kam. »Ich bin so ungeschickt, ich war es schon immer ...«

Ich tröstete sie.

»Sie sehen aber gar nicht so aus.«

»Oh, doch!«, seufzte sie.

Das Klingelzeichen ertönte. Schon zum zweiten Mal, fiel mir plötzlich auf. Die Leute verließen das Foyer, um ihre Plätze wieder einzunehmen. Unwillkürlich folgten wir dem Strom. Seit einigen Augenblicken beschäftigte mich die Frage, ob die junge Asiatin wohl in Begleitung war. Unvermeidlich hatten hübsche Frauen ein männliches Wesen im Schlepptau, das ungeduldig auf sie wartete. (Wo warst du denn die ganze Zeit?) Doch nein – offenbar war sie allein. Ich nahm meine Chance aber erst wahr, als ich merkte, dass sie nach rechts ging und ich nach links. Dabei warf sie mir einen zerknirschten Blick zu, zog eine komische kleine Grimasse, als ob sie sich ein Lächeln verbiss. Buchstäblich in letzter Sekunde brachte ich es fertig, sie zu fragen, ob ich sie nach der Vorstellung zu einem Drink würde einladen dürfen. Worauf sie ruckartig stehen blieb.